

von Englien, die sich anschickten, in heimlicher Flucht das Königreich zu verlassen.

Ludwig XVI. war den Beängstigungen seines Bruders, des Grafen von Artois, selbst mit dem Rath entgegengekommen, sich auf einige Zeit aus Frankreich zu entfernen, und im Auslande hoffentlich bald eine ruhigere und glücklichere Zeit für seine Rückkehr zu erwarten.

Die übrigen Prinzen, obwohl sie von der Volkswuth nicht so bedroht waren, wie der Graf von Artois, dessen Kopf man in Paris bereits gefordert, hatten sich, mit Ausnahme von Monsieur, in einer nicht zu bewältigenden Bangigkeit dieser Flucht angegeschlossen.

Am andern Tage folgten ihnen zunächst die neuen Minister, die, dem Andrängen der Nationalversammlung jezt nachgebend, die Entlassung von ihren Stellen bei dem Könige eingereicht, sich aber dann nicht mehr für sicher in der Nähe der noch von unberechenbaren Stürmen erfüllten Hauptstadt gehalten hatten.

Aber noch ein anderes und für die Königin schmerzlicheres Opfer mußte dem Haffe des Volkes und dem feindlichen Andrängen der Nationalversammlung gebracht werden. Marie Antoinette fühlte das, und sie selber hatte den Muth, es auszusprechen: ihre Freunde, die Polignacs, mußten entfernt werden! In all den Brochüren und Libellen, welche man gegen die Königin richtete, und welche Herr von Brienne pflichteifrig ihr überbrachte, war es eine der großen Beschuldigungen, welche man gegen sie schleuderte, daß die Königin ihren Günstlingen ungeheure Summen von den Einkünften des Staates zugewandt habe, daß die Herzogin Julie, als Gouvernante der Kinder von Frankreich, und ihr Gemahl, der Herzog von Polignac, als Großstallmeister, ein Jahresgehalt von zwei Millionen Francs bezögen, daß die ganze Familie Polignac zusammen beinahe sechs Millionen Francs jährlicher Einnahmen von den Staatssteuern bezogen hätten.

Marie Antoinette wußte, daß das Volk die Polignacs deshalb haßte, und sie wollte wenigstens ihre Freunde sicher stellen.

In derselben Stunde, in welcher die Brüder des Königs und die Prinzen des königlichen Hauses Versailles verließen, um zu entfliehen vor dem Geiste des Volkes, waren der Herzog und die Herzogin von Polignac zur Königin berufen worden, und Marie Antoinette hatte ihnen mit zitternder Stimme gesagt, daß auch sie fliehen, auch sie in dieser Nacht noch sich entfernen müßten.

Aber die Herzogin sowohl, als ihr Gemahl wiesen die Zumuthung der Königin fast mit Indignation zurück. Die sonst so sanfte ruhige Herzogin Julia zeigte heute zum ersten Male ihrer königlichen Freundin eine glühende Zuneigung, eine rückhaltlose Zärtlichkeit.

„Laß uns bei Dir bleiben, Marie,“ schluchzte sie, die beiden Arme um den Hals der Königin schlingend.

„Stoße mich nicht von Dir. Ich reise nicht fort. Ich will Deine Gefahren theilen, will für Dich sterben, wenn es sein muß!“

Aber Marie Antoinette fand jezt in ihrer großen Liebe die Kraft, den Bitten der Freunde zu widerstehen, die Kraft, die Thränen zurückzuhalten, welche aus ihrem Herzen emporstiegen, und sich den Armen der Freundin zu entziehen.

„Es muß sein,“ sagte sie. „Im Namen unserer Freundschaft beschöre ich Dich, Julia, reise sogleich ab, wenn Du nicht willst, daß ich sterben soll vor Angst um Dich! Noch ist es Zeit, Dich und die Deinen der Wuth meiner Feinde zu entziehen! Sie haßen Dich ja nicht um Deiner Selbst willen, und wie wäre es auch möglich, meine Julia zu haßen, es geschieht ja um meinwillen, und weil sie mich verabscheuen, daß sie auch meine theuerste Freundin verfolgen werden. Gehe also, Julia, Du darfst nicht das Opfer Deiner Anhänglichkeit und Freundschaft für mich sein!“

„Nein, ich bleibe,“ sagte die Herzogin heftig. „Nichts soll mich von meiner Königin trennen!“

„Herzog,“ bat die Königin, „so sprechen Sie doch, so sagen Sie doch, daß es nothwendig ist, daß Ihr flieht!“

„Majestät,“ erwiderte der Herzog ernst, „ich kann nur wiederholen, was Julia gesagt: nichts soll uns von unserer Königin trennen! Haben wir in den Tagen des Glückes die Gnade genossen, in der Nähe der Majestäten sein zu dürfen, so müssen wir es jezt als die höchste Gunft beanspruchen, auch in den Tagen des Unglücks an Ihrer Seite sein zu dürfen!“

Eben öffnete sich die Thüre und der König trat ein.

„Sire,“ rief ihm die Königin entgegen, „helfen Sie mir doch, diese edlen Menschen, diese treuen Freunde zu überzeugen, daß sie uns verlassen müssen!“

„Die Königin hat Recht,“ sagte Ludwig traurig, „Sie müssen sofort abreisen. Unser Unglück zwingt uns, daß wir alle Diejenigen, welche wir lieben und achten, von uns entfernen! Ich habe soeben meinem Bruder Lebewohl gesagt, jezt sage ich es auch Ihnen! Ich befehle Ihnen, abzureisen! Beklagen Sie uns, aber verlieren Sie keine Minute Zeit. Reisen Sie ab, nehmen Sie Ihre Kinder, Ihre Dienerschaft mit sich. Rechnen Sie zu allen Zeiten auf mich. Wir werden uns in glücklicheren Tagen, nach überstandenen Gefahren wiedersehen, und dann werden Sie Beide Ihre Stellen wieder einnehmen. Leben Sie wohl! Noch einmal, ich befehle Ihnen, abzureisen!“

* Des Königs eigene Worte. Diese ganze Abschiedsscene ist genau historisch nach den übereinstimmenden Mittheilungen von Montjoie in seiner Histoire de Marie Antoinette. — Campan: Mémoires II. — Weber: Mémoires I.

Und da der König fühlte, daß ihm die Thränen in die Augen traten, und seine Stimme zitterte, grüßte er die Freunde jezt mit einem stummen Kopfnicken und entfernte sich eilig.

„Sie haben gehört, was der König befehlt,“ sagte Marie Antoinette lebhaft, „Sie werden es nicht wagen, ihm ungehorsam sein zu wollen. Hören Sie nur noch dies: auch ich, die Königin von Frankreich, ich befehle Ihnen, abzureisen, und zwar in dieser Stunde noch!“

Der Herzog verneigte sich tief vor der Königin, die mit bleichen Wangen, aber hochaufgerichtet und stolz, da stand.

„Majestät haben befohlen,“ sagte er. „Uns ziemt es, zu gehorchen. Wir werden reisen!“

Die Herzogin sank mit einem lauten Schmerzensschrei vor der Königin auf ihre Knie nieder und barg ihr von Thränen umfluthetes Angesicht an der Robe der Königin.

Marie Antoinette regte sich nicht, wagte nicht, zu sprechen, sie wußte, daß mit dem ersten Worte, welches sie sprach, auch der Jammer ihres Herzens mit lautem Schluchzen von ihren Lippen tönen werde, und sie wollte gefast bleiben, sie wollte die Freundin nicht sehen lassen, wie schwer ihr das Opfer ward, welches sie ihr darbrachte aus Liebe.

„Lassen Sie mich bei Ihnen bleiben,“ flehte die Herzogin, „stoßen Sie mich nicht von sich, Marie, meine Marie!“

Die Königin wandte ihre großen Augen aufwärts, und ihre Blicke flehten zu Gott, ihr Kraft und Stärke zu geben, ihr Standhaftigkeit zu verleihen. Zwei Mal dann versuchte sie zu sprechen, zwei Mal versagte ihr die Stimme, und sie schwieg und rang mit ihrer Dual, und — überwand sie!

„Julia,“ sagte sie, und nach jedem Worte, welches sie sprach, ward ihre Stimme fester und klangvoller, „Julia, wir müssen uns trennen. Ich würde doppelt unglücklich sein, wenn ich Dich und die Deinen hineinjöge in unser Unglück, es wird in allen Leiden ein Trost für mich sein, Dich gerettet und in Sicherheit zu wissen. Ich sage nicht, wie der König, „in glücklicheren Tagen, nach überstandenen Gefahren werden wir uns wiedersehen,“ denn ich glaube nicht mehr an glücklichere Tage, wir werden die Gefahren nicht bestehen, sondern in ihnen untergehen. Ich sage: Auf Wiedersehen, wenn nicht hier, so dort oben, in einer besseren Welt! Kein Wort weiter! Ich kann es nicht ertragen! Die Freundin wird Dich ewig beweinen! Die Königin befehlt Dir, sofort abzureisen! Lebe wohl!“

Sie reichte ihr fest die Hand, sie hatte keinen Blick mehr für die Freundin, die weinend und schluchzend zu ihren Füßen lag, sie grüßte den Herzog nur mit einer Handbewegung, wandte sich hastig um und eilte in das anstoßende Gemach, und weiter dann durch die

nächsten Zimmer bis nach ihrem Toilettenzimmer, in welchem Frau von Campan sie erwartete.

„Campan,“ rief sie mit schmerzlichen Jammer-tönen, „Campan, es ist geschehen! Ich habe meine Freundin verloren! Ich werde sie niemals wiedersehen! Schließen Sie die Thüre, schieben Sie den Riegel vor, damit sie nicht hieher kommt, ich — ach, ich sterbe!“

Und die Königin sank mit einem tiefen Wehelaute ohnmächtig zusammen.

Um Mitternacht fuhren zwei hochbepackte Wagen aus den inneren Höfen des Schlosses. Es waren die Polignacs, welche in denselben saßen, welche in dieser Nacht Frankreich verließen, um sich nach der Schweiz zu flüchten.

Im ersten Wagen saß die Herzogin Julia von Polignac mit ihrem Gemahl und ihrer Tochter. Zwei Briefe hielt sie in ihrer Hand. Beide hatte Frau von Campan eben, da die Herzogin in den Wagen stieg, ihr im Namen der Königin überbracht.

Der eine war von der Königin an den Minister Necker gerichtet, welcher sich nach seiner Entlassung nach Basel zurückgezogen hatte. Da die National-Versammlung, die Clubs, das ganze Volk von Paris die Rückberufung Neckers begehrten, und ihn für den einzigen Mann erklärten, welcher die zerrütteten Finanzen wieder herzustellen vermöchte, hatte die Königin selber den Gemahl bewogen, den ihr wiederstrebenden Minister wieder zu seinem Finanzminister zu ernennen. Der Brief der Königin, welchen die Herzogin Julia an Necker überbringen sollte, enthielt seine Rückberufung, welche die Königin selber in schmeichelhaften Worten ihm ankündigte.

Der zweite Brief war ein letztes Abschiedswort der Königin an ihre Freundin Julia, ein letzter Ausschrei ihres Herzens.

„Lebe wohl,“ lautete er, „Lebe wohl, zärtlich geliebte Freundin! Wie fürchterlich dieses Scheidewort ist! Aber es ist nothwendig! Lebe wohl! Ich umarme Dich im Geiste! Lebe wohl!“

Der fünfte Oktober 1789.

Der Morgen dämmerte herauf. Ein windiger Oktobermorgen, der mit dicken Wolken die Sonne umgab, so daß sie erst spät und trübe den Tag und das Licht aufgehen ließ über Paris, als fürchte sie das zu sehen, was sich dort auf den Straßen und Plätzen begab. Die Pariser Nationalgarde, von den Marmzeichen der Trommeln und den Fanfaren der Trompeten und Hörner zusammengerufen, versammelte sich in

dieser grauen Morgenstunde auf den Straßen, denn ein unheimliches Geräusch war schon am Abend vorher durch ganz Paris verbreitet, und Einer hatte es dem Andern zugeflüstert: „Der morgende Tag ist von den Clubs und den Männern der Bewegung zu einem zweiten Acte der Revolution bestimmt. Das Volk wird zu ruhig, es soll zu neuen Thaten angeregt werden.“

„Das Volk wird zu ruhig,“ das war am Abend des vierten Oktober das Lösungswort in allen Clubs, und Marat war es gewesen, welcher dieses Lösungswort ausgetheilt.

Auf der Tribüne des Clubs der Cordeliers schrie er es mit lauter, freischender Stimme aus: „Paris ist in Gefahr, die Hände in den Schoß zu legen, um zu beten und einzuschlafen. Man muß es aus diesem Zustande der Letzargie erwecken, sonst kommt die abscheuliche, die tyrannische Monarchie, und ziehet der schlafenden Hauptstadt die Nachtmütze so tief über die Ohren, daß sie ihr wie eine Pechlappe anklebt, und sie sich wieder in die Knechtschaft hineinräumt und schläft. Wir müssen Paris wecken, meine Freunde. Paris darf nicht schlafen!“

Und Paris hatte in dieser Nacht vom vierten auf den fünften Oktober nicht geschlafen, denn die Männer der Bewegung hatten es wach gehalten. Das Lösungswort war gewesen: „Die Bäcker dürfen in dieser Nacht nicht backen! Paris muß morgen früh ohne Brod sein, damit es die Augen wieder aufthue und erwache. Die Bäcker dürfen in dieser Nacht nicht backen!“

Alle Clubs hatten dieses Lösungswort aufgenommen, und ihre Emissäre hatten es durch ganz Paris verbreitet, es allen Bäckern kund gethan: „Wer morgen früh seinen Laden öffnet, wer seinen Kunden eine andere Antwort gibt als diese: „Es ist in Paris kein Mehl mehr vorhanden. Wir haben kein Brod backen können!“ der wird als ein Volksverräter betrachtet, und als solcher bestraft werden! Hütet Euch!“

Die Bäcker hatten von dieser Drohung sich einschüchtern lassen, sie hatten nicht gebacken. Als Paris am Morgen des fünften Oktober erwachte, war es ohne Brod, fehlte dem Volke sein unentbehrlichstes Nahrungsmittel!

Anfangs hatten die Weiber, welche an den Läden der Bäcker diese Schreckensnachricht erhielten, sich schweigend, wie erstarrt vor Entsetzen, zurückgezogen, waren heimgekehrt in ihre Familien, um es ihren Männern, ihren hungernden Kindern zu berichten: „Es giebt heute kein Brod! Die Mehlvorräthe sind zu Ende! Wir müssen verhungern! Wir haben kein Brod mehr!“

Und aus den düstern Kammern der Armen war dieser Weheruf auf die engen und schmutzigen Gassen hinausgedröhrt, hinaus durch alle Straßen, auf alle Plätze.

„Paris hat kein Brod mehr! Paris muß verhungern!“

Die Weiber, die Kinder schreien und freischten es mit grellen Verzweiflungstönen. Die Männer brüllten es mit geballten Fäusten, mit drohender Wuthstimme: „Paris hat kein Brod mehr! Paris muß verhungern!“

„Und wißt Ihr, warum Paris verhungern muß?“ freischte eine Stimme den Leuten entgegen, die sich auf dem Caroussellplatz in wilden Massen durcheinanderschoben. „Wißt Ihr, wer die Schuld trägt an all' Eurem Elend und Eurer Noth?“

„Sagt es uns, wenn Ihr's wißt!“ schrie eine rauhe Männerstimme.

„Ja, ja, sagt es uns,“ schreien andere Stimmen. „Wir wollen's wissen!“

„Ich will's Euch sagen,“ freischte die Stimme, und man sah jetzt auf einem der Prellsteine, welche den quer über den Platz führenden Fahrweg bezeichneten, eine kleine, verkrümmte, breitschultrige Männergestalt mit seltsam großem Kopf, mit häßlichem, tückischem Gesicht sich erheben.

„Marat!“ riefen einzelne Männer aus den Volksmassen. „Marat!“ schrie und jubelte der Schuster Simon, welcher seit den Augusttagen der Freund und Bewunderer Marats geliebt war, und überall an dessen Seite gesehen ward. „Hört, Freunde, hört! Marat will zu uns reden, er will uns sagen, wie es zugeht, daß Paris kein Brod mehr hat, daß wir Alle mitsammen verhungern müssen. Marat will reden!“

„Still! Still!“ geboten nun hier und da in den Volksmassen einzelne Männer. „Still,“ freischte ein großes riesiges Weib mit trotzigem bärtigem Angesicht, um welches ihr schwarzes Haar in einzelnen wirren Streifen niederhing und hinten unter ihrer weißen Haube in halb aufgelösten Böpfen hervorschauete. Mit ihren breiten Schultern und ihren stämmigen Armen machte sie sich Bahn durch das Gedränge, und ruderte mit wilder Energie sich dicht heran zu der Stelle, wo Marat auf dem Prellsteine stand, und neben ihm der Schuster Simon, auf dessen breite Schulter sich Marat mit der einen Hand, wie auf das Pult einer Rednerbühne stützte.

„Still,“ Ihr lieben Leute,“ schrie das riesige Weib, „Marat, der Volksfreund, will reden! Laßt uns zuhören, denn es wird uns sicherlich zum Nutzen gereichen. Marat ist klug und weise, und Marat liebt das Volk!“

Marat's grüne blinkende Augen hefteten sich jetzt auf das Riesenweib, er zuckte zusammen, als habe ein elektrischer Funke ihn getroffen, und ein wunderbarer Ausdruck von Triumph und Freude blitzte in seinen Augen auf.

„Kommt näher, meine gute Frau,“ rief er, „laßt mich Eure Hand drücken, und bringt all' den edlen, fleißigen, gutgesinnten Frauen von Paris den Händedruck Marat's, des Patrioten!“

Das Weib trat dicht zu dem Standort Marat's heran, und bot ihm die Hand. Niemand in der Menge

fiel es auf, daß diese Hand, von ungewöhnlicher Härte und Weiße, wenig zu passen schien zu dem Anzug einer Gemüseverkäuferin aus den Markthallen, Niemand auch sah es, daß an einem der schlanken Finger dieser schmalen Hand ein Brillant von ungewöhnlicher Größe blitzte.

Nur Marat hatte es gesehen, und indem er die dargereichte Hand des Weibes herzhaft in seiner knöchigen Faust drückte, neigte er sich dicht an ihr Ohr und flüsterte: „Monsieur, nehmen Sie den Brillantring ab, und machen Sie sich nicht allzu bemerkbar, Sie sehen wohl, man könnte Sie erkennen!“

„Mich erkennen?“ murmelte das Weib erbleichend. „Ich verstehe Euch nicht, Herr Doktor Marat!“

„Ich aber,“ flüsterte Marat noch leiser, denn er sah, wie Meister Simons kleine funkelnde Augen mit glühender Neugierde dem Weibe zugewandt waren, „ich aber verstehe den Herrn Herzog Philipp von Orleans sehr wohl! Er will das Volk wecken und antreiben, aber er will dabei nicht seinen Namen und seine Titel compromittiren. Und das mag vor der Hand auch recht gut sein. Aber vor Marat dürft Ihr Euch nicht verleugnen wollen, denn Marat ist Euer guter Freund, und er wird Euer Geheimniß ehren und bewahren.“

„Was flüstert Ihr da?“ rief der Schuster Simon. „Warum reden Sie nicht, Marat? Sie wollten uns sagen, warum Paris kein Brod mehr hat, und wer die Schuld daran trägt, daß wir Alle verhungern müssen?“

„Ja, ja, das wolltet Ihr uns sagen,“ schrie man von allen Seiten. „Wir wollen's wissen!“

„Sagt es uns, spricht, Bruder Marat,“ schrie das Riesenweib. „Gebt mir nochmal Eure Hand. Laßt sie mich noch einmal drücken, im Namen aller Weiber von Paris!“

Marat reichte mit einem gewährenden Lächeln seine große knöchige Hand dem Weibe dar, das sie einen Moment fest mit seinen Händen umfaßte. Dann trat er zurück und verlor sich in der Menge.

An Marat's Hand aber blitzte jetzt der Brillantring, welcher vorher die große weiche Hand des Weibes geschmückt hatte. Er wußte es vielleicht selbst nicht, er achtete nicht darauf, sondern wandte jetzt alle seine Aufmerksamkeit dem Volke zu, das in immer sich verdichtenden Schaaren jetzt den weiten riesigen Platz anfüllte, und mit tausend und aber tausend blinkenden Augen zu ihm hinschaute.

„Ihr wollt wissen, warum Ihr kein Brod habt?“ freischte er. „Ihr fragt, weshalb Ihr verhungern müßt? Nun, meine Brüder, die Antwort darauf ist doch sehr leicht! Der Bäcker von Frankreich hat seine Mehlvorräthe verschlossen, weil die Bäckerfrau es ihm befohlen hat, denn sie haßt das Volk und sie will, daß es verhungern soll! Aber sie will nicht mit Euch verhungern, darum hat sich die Bäckerfrau mit dem Bäcker und dem kleinen Bäckerjungen nach Versailles zurückgezogen, wo sich ihre wohlverschlossenen und von ihren

verhäßelten und bezahlten Soldaten bewachten Mehlvorräthe befinden. Was kümmert es sie nun, ob die Pariser verhungern oder elendiglich umkommen! Sie hat Brod im Ueberfluß, denn für seine Bäckerfrau muß der Bäcker immer seine Mehlvorräthe offen halten, und der Bäckerjunge ist Kuchen, während Eure Kinder verhungern! Ihr müßt also vor allen Dingen darauf bedacht sein, daß der Bäcker, die Bäckerfrau und ihre ganze Brut hierher nach Paris kommen, und in Eurer Mitte leben, dann werdet Ihr sehen, wo sie ihr Mehl aufbewahren, und Ihr werdet sie dann auch wohl zwingen, Euch von ihrem Ueberfluß abzugeben!“

„Ja, wir werden sie dazu zwingen,“ schrie Meister Simon mit einem rauhen Lachen. „Auf, meine Brüder, auf! Wir müssen den Bäcker und die Bäckerfrau zwingen, uns ihre Mehlvorräthe zu öffnen!“

„Laßt uns nach Versailles gehen!“ brüllte das Riesenweib, welches sich inmitten einer Gruppe von Fischweibern postirt hatte, „kommt, meine Freundinnen, laßt uns nach Versailles gehen, wir wollen der Bäckerfrau sagen, daß unsere Kinder kein Brod haben, während sie ihren Bäckerjungen mit Kuchen füttert! Wir wollen von ihr fordern, daß sie uns unsern Kindern Brod giebt, und wenn sie es uns weigert, so wollen wir sie zwingen, daß sie sammt dem Bäcker und ihrer Brut nach Paris kommt und mit uns verhungert! Kommt, laßt uns nach Versailles gehen!“

„Ja, ja, laßt uns nach Versailles gehen!“ heulte und schrie es über den weiten Platz hin, „die Bäckerfrau soll uns Brod geben!“

„Sie hat den Schlüssel zu den Mehlvorräthen,“ freischte Marat, „sie ist Schuld daran, daß der Bäcker sie nicht aufthut.“

„Sie soll uns den Schlüssel herausgeben!“ brüllte das Riesenweib. „Alle Mütter und alle Frauen von Paris müssen nach Versailles gehen zu der Bäckerfrau!“

„Alle Mütter, alle Frauen nach Versailles!“ tönte es in tausendfachem Chor über den Platz, und dann weiter durch alle Straßen, und weiter hinein in alle Häuser.

Und alle Mütter und alle Frauen aus dem Volke vernahmen diese donnernden Stimmen, die aus der Luft wie von unsichtbaren Geistern ertönten, die ihnen eine stolze, eine erhebende Mission übertrugen, und sie aufforderten, Paris zu retten und ihren Kindern Brod zu schaffen.

„Nach Versailles! Nach Versailles! Alle Mütter und Weiber nach Versailles!“

Wer hätte sich diesem Befehl, den Niemand gab, und welcher doch von jedem Ohr vernommen und von jedem Herzen verstanden ward, wer hätte sich ihm entgegenziehen mögen!

Die Männer haben die Bastille erstürmt, die Weiber müssen das Herz der Bäckerfrau in Versailles erstürmen, daß es sich aufthue, und den Kindern der



Armen das Brod gebe, nach welchem sie hungern und schmachten!

„Auf, nach Versailles! Alle Weiber und Mütter!“

Wie die Windesbraut heult es durch die Straßen, und findet überall einen Wiederhall in den emporstehenden, schmerzbeladenen, verzweifelnden und wüthenden Herzen der Weiber, die ihre Kinder hungern sehen und selber Hunger leiden.

„Die Bäckerfrau füttert ihren Bäckerjungen mit Krüchen und wir haben kein Krümchen Brod, unsere armen Kleinen satt zu machen!“

In ganzen Schaaren stürzten die Weiber nach den großen Plätzen, und da sind die Männer der Revolution, da sind Marat, Danton, Santerre, Chaumette, und wie sie alle heißen, die Redner der Clubs; da sind sie, um den wüthenden, begeisterten, rasenden Frauen ihre Rathschläge zu geben und sie anzuflackeln zu festem Beharren!

„Laßt Euch nicht schrecken, nicht irre machen! Zieht nach Versailles, Ihr tapfern Frauen! Rettet Eure Kinder, Eure Männer vom Hungertode! Zwingt die Bäckerfrau, Euch und uns Allen Brod zu geben! Wenn sie sich vor Euch verleugnen läßt, so werdet Ihr das Schloß mit Gewalt erstürmen, es werden schon Männer da sein, welche Euch dabei helfen! Seid nur tapfer und unverzagt, Gott zieht mit den Müttern, welche für ihre Kinder Brod holen, und Eure Männer bewachen Euch!“

Sie waren tapfer und unverzagt, die Weiber und Mütter von Paris. In breiten Strömen wälzten sie sich vorwärts, rissen Alles mit sich fort, was ihnen in den Weg treten wollte, zogen alle Frauen hinein in ihre wirbelnden Reihen. „Nach Versailles! Nach Versailles!“

Vergebens, daß Herr von Bailly, der Bürgermeister von Paris, sich zu den Frauen hinunter begab auf die Straße, daß er sie mit eindringlichen Worten ermahnte, in ihre Familien, zu den Arbeiten zurückzukehren, daß er ihnen versicherte, die Bäcker hätten schon jetzt ihre Läden wieder geöffnet, und es sei ihnen befohlen worden, Brod zu backen. Vergebens, daß der General der Nationalgarde, Herr von Lafayette, mit den Frauen unterhandelte, und ihnen das Richtige und Vergebliche ihres Thuns darstellte!

Immer und immer wieder tönte aus den dichten Massen der gebieterische Ruf: „Nach Versailles! Wir wollen den Bäcker und die Bäckerfrau nach Paris holen! Nach Versailles!“

Und immer größere Schaaren von Weibern sammelten sich, und immer tobender ward der Ruf: „Nach Versailles!“

Herr von Bailly wandte sich seufzend an den General Lafayette. „Wir müssen sie gewähren lassen, oder Ihr, Herr General, müßt sie mit Gewalt daran hindern!“

„Unmöglich, Herr Bürgermeister! Wie könnte man Gewalt gebrauchen gegen wehrlose Weiber! Keiner meiner Soldaten wird meinem Befehle gehoramen, denn es sind die Weiber, die Mütter und die Schwestern meiner Soldaten, welche diese Colonne bilden. Sie haben keine anderen Waffen als ihre Augen, mit denen sie das Herz der Königin erobern wollen! Wie könnten wir nur mit eisernen Waffen sie bekämpfen! Man muß sie ziehen lassen! Aber man muß seine Vorkehrungen treffen, damit der König und die Königin nicht in Gefahr kommen.“

„Das wird um so nöthiger sein, Herr General, als die Weiber sicherlich von bewaffneten Mänerschaaren geleitet werden, und der Aufruhr und die Empörung mit ihnen zieht nach dem Königsschloß in Versailles. Eilen Sie, Herr General, eilen Sie, Versailles zu beschützen! Die Colonnen der Weiber setzen sich schon in Bewegung, und wie ich es Ihnen gesagt habe, sie werden von bewaffneten Männern begleitet.“

„Es ist nicht gut, wenn ich meine Soldaten nach Versailles führe,“ sagte Lafayette kopfschüttelnd. „Sie wissen, Herr von Bailly, zu welcher Unflughet die Leute der Reaction in Versailles das Königspaar verleitet haben. Ganz Paris spricht von nichts Anderem, als von dem Feste, welches der König und die Königin den königlichen Truppen, dem Regiment von Flandern gegeben haben, und welches sie nach Versailles berufen haben! Der König und die Königin mit dem Dauphin sind dabei gegenwärtig gewesen. Man hat die dreifarbigte Nationalkofarde mit Hüßen getreten und sich mit weißen Bändern geschmückt! Man hat royalistische Lieder gesungen, mit lautem Spott und Hohn von der Nationalgarde gesprochen, und dem König und der Königin geschworen, nur von ihm Befehle annehmen zu wollen! Meine Soldaten sind wüthend und viele meiner Offiziere haben heute schon von mir begehrt, daß wir nach Versailles ziehen müßten, um das aufrührerische Regiment von Flandern gefangen zu nehmen und zu decimiren. Es ist daher gefährlich, diese empörten Nationalgardien nach Versailles zu führen.“

„Und dennoch muß etwas geschehen zum Schutze des Königs,“ seufzte de Bailly, „glauben Sie mir, diese wüthenden Weiberschaaren sind schlimmer und gefährlicher, als alle wüthenden Nationalgardien! Kommen Sie, Herr General, wir wollen uns in das Stadthaus begeben, und den Magistrat und die Obersten der Nationalgarde zusammensuchen, um mit ihnen zu berathen.“

Eine Stunde später wirbelten die Trommeln durch alle Straßen von Paris, denn im Rathhause war der Beschluß gefaßt worden, daß die Nationalgarde von Paris, unter Anführung ihres Generals von Lafayette, sich nach Versailles begeben solle, zum Schutze der königlichen Familie gegen die Angriffe des Volkes, aber zugleich auch zum Schutze der Nationalversammlung gegen die Angriffe der royalistischen Truppen!

Aber lange, bevor die Truppen sich in Bewegung setzten, und nun wirklich ihren Marsch nach Versailles antraten, waren die Weiberschaaren schon dahin aufgebroschen. Soldaten von der Nationalgarde und bewaffnete Männer aus dem Volke geleiteten die Frauen, und hielten unter ihnen eine gewisse militairische Ordnung aufrecht. In zehn verschiedenen Colonnen, deren jede aus mehr denn tausend Weibern bestand, marschirten sie dahin! Jeder Colonne voran schritten einige Nationalgardisten mit geschultertem Gewehr, die ohne Auftrag und Erlaubniß Lafayettes freiwillig die Führung der Frauen übernommen hatten. Zu beiden Seiten der Colonne schritten die bewaffneten Männer aus dem Volke, um den Frauen Muth einzusprechen, wenn sie ermüdeten, zugleich aber auch, um diejenigen, welche des lange Wanderns oder des ganzen Unternehmens überdrüssig, austreten und nach Paris zurückkehren wollten, wieder in die Reihen zurückzudrängen, und sie zu zwingen, was sie begonnen, nur auch zu Ende zu führen, und weiter zu schreiten auf dem eingeschlagenen Wege des Aufruhrs und der Empörung. „Weiter nach Versailles!“

Noch war an diesem Tage in Versailles Alles ruhig, noch ahnte Niemand die Schrecken, welche dieser Tag bringen sollte! Der König hatte sich mit einigen seiner Cavaliere nach Meudon auf die Jagd begeben. Die Königin war nach Trianon gegangen. Allein! Ganz allein!

Niemand von ihren Freundinnen, ihren Freunden war mehr an ihrer Seite. Sie hatten sie Alle verlassen! Keiner war da, das Unglück der Königin mit ihr zu theilen, wie sie einst das Glück mit ihr getheilt!

Die Herzogin von Polignac, die Prinzessinnen des königlichen Hauses, der fröhliche Bruder des Königs, der Graf von Artois, die Grafen von Coigny, die Herren von Besenval und Lauzun, wo sind sie jetzt Alle, die Freunde, die Anbeter früherer Tage?

Weit, weit fort, in fernen Landen! Gesloßen vor dem Unglück, das mit seinen schwarzen Fittigen sich tiefer und tiefer hinabsenkt auf Versailles, und mit seinen heimlichen Schlagschatten dies Trianon verdüstert, welches einst so heiter und strahlend lächelte!

Still ist jetzt Alles und öde! Die Mühle klappert nicht mehr, das offene Fenster wird vom Winde hin und her bewegt, schlägt klappend zu, springt klappend wieder auf, aber der Müller schaut nicht mehr heraus mit seinem guten, lächelnden Angesicht; der Müller von Trianon ist jetzt wieder der König, und die Lasten und Sorgen seines Königthums haben sein Haupt niedergedrückt und seine Stirn gefurcht.

Auch das Schulhaus ist verödet, und der gelehrte Schulmeister schreibt keine seiner Satyren und Bonmots mehr an die große schwarze Tafel in der Schulstube. Er schreibt jetzt Libelle und Pamphlets, aber sie sind gegen die Königin gerichtet, gegen die einstige Pächterin von Trianon!

Und da ist der Weiher, an dessen Ufern einst die Schafe weideten, wo die in Schäfer und Schäferinnen verwandelte Hofgesellschaft im Grase lagerte, mit heiteren Singspielen sich ergöhte, in Gruppen nach den Gemälden von Matteau, sich selber lebende Bilder schuf, und lauschte auf die Gesänge, welche die Musikbände der vornehmen Hofgesellschaft, hinter den Gebüschen verborgen, ausführte.

Verstummt ist nun Alles, und verklungen! Kein Ton der Freude unterbricht mehr die melancholische Stille der schattigen Gänge des kleinen Waldes, durch welchen Marie Antoinette, die Pächterin von Trianon, gesenkten Hauptes und mit schmerzbeladener Brust dahin wandelt, nur die Erinnerung an die Vergangenheit hallt als Echo vor ihrem inneren Ohre, und läßt die frohen Klänge, welche längst verhaucht sind, in ihm wiederertönen!

Am Weiher ist Alles still und lautlos. Keine Schafsheerde mehr am Ufer grasend, keine malerischen Gruppen mehr, keine Lieder! Das Spinnrad schnurrt nicht mehr, die Hand der Königin dreht nicht mehr die Spindel, sie hat gelernt, das Scepter und die Feder zu führen, und Politik zu machen, statt des Leinengewebes!

Die vom Herbst buntgefärbten Baumgruppen spiegeln sich wieder im trüben Wasser des Weihers; einige Trauerweiden hängen ihre schlanken Zweige in das Wasser nieder, und ein paar Schwäne kommen mit stolzhobenen Hälsen langsam und majestätisch dahergeschwommen. Da sie die Gestalt am Ufer gewahren, bauschen sie ihre Flügel und rudern schneller heran, um die Brocken aufzufischen, welche die weißen Hände der Königin ihnen zu spenden pflegten.

Aber diese Hände haben heute keine Gaben für die vereinsamten, vergessenen Schwäne. All die goldenen, lieblichen Gewohnheiten der Vergangenheit sind vergessen, haben aufhören müssen!

Doch die Schwäne haben sie nicht vergessen, sie rudern unruhig hin und her am Rande des Weihers, sie heben nickend ihre schlanken Hälse, und tauchen dann mit den rothen Schnäbeln hinunter in das trübe Gewässer, suchend nach den leckern Bissen, welche nicht vorhanden sind! Als sie sich dann enttäuscht sehen, stoßen sie beide einen lauten Klage-ton aus, wenden sich, rudern langsam von dannen, den Weiher hinunter, in das Dunkel der Ferne, und lassen immer noch von Zeit zu Zeit ihre klagenden Stimmen vernehmen.

„Sie singen den Schwanengesang meines Glückes,“ murmelte die Königin, welche mit thränenenden Augen den weißen Schwänen nachblickte. „Sie auch wenden sich von mir, und ich bin nun allein, ganz allein!“

Sie hatte es ganz laut gesagt, und ihre klagende Stimme weckte das künstliche Echo, das sonst nur heitere Scherzworte und frohes Lachen zu wiederholen gehabt hatte.

„Allein!“ klang es wieder von der Mauer des Thurms von Marlborough, dort jenseits am Ende des